

*Partizipation gilt mittlerweile als wesentliches Prinzip pädagogischen Handelns. Auffällig scheint, dass in Fachdiskursen zu Partizipation die Betrachtung innerhalb von Zwangskontexten gerne umgangen wird, da man meint, dass sich unfreiwillige Kontexte und Partizipation ohnedies ausschließen. Der etwaige Widerspruch von Partizipation und Zwangskontext ist jedoch eng an das sozialarbeiterische Dilemma zwischen Hilfe und Kontrolle gebunden, mit welchem Sozialarbeiter\*innen ständig arbeiten müssen. Je enger der Zwangskontext gefasst ist bzw. je geringer der Selbstbestimmungsanteil in der Hilfeplanung ausfällt, desto höher sind meist die Kontrollaufgaben für die Sozialarbeiter\*innen. Es lässt sich daher sagen, dass die Umsetzung des Beteiligungsanspruchs in unfreiwilligen Kontexten eine besondere Herausforderung darstellt, der wir uns in folgendem Artikel nähern wollen.*

# Partizipation in Zwangskontexten?

## Ergebnisse aus Interviews mit Nutzer\*innen

von Svenja Fischbach und dem Team der Gästewohnung des ASP Wegenkamp

Interviews mit unseren „Gästen“ gehören seit vielen Jahren zu unserer teaminternen Praxisreflexion. (1) Wir betrachten solche Interviews als zentrales Instrument zur Qualitätsentwicklung von Unterstützungsprozessen. Gleichzeitig stellen sie ein Beteiligungsinstrument dar. Im Berichtsjahr 2016 haben wir dazu einen erweiterten Leitfaden entwickelt, der aus 14 (überwiegend) erzählgenerierenden Fragen besteht. Mit diesem haben wir Interviews mit 10 Nutzenden oder ehemaligen Nutzenden durchgeführt und ausgewertet.

In diesem Artikel werden die Ergebnisse des Interviewmaterials dargestellt, welche uns Aufschluss darüber geben sollen, wie Partizipation in Zwangskontexten ermöglicht werden kann. Der Beantwortung dieser Frage werden wir uns entlang der Interviewantworten annähern, wobei wir keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Im Folgenden werden also zentral die Nutzer\*innen zu Wort kommen, deren Zugang zur GäWo von einem geringen Selbstbestimmungsanteil begleitet war.

Als erstes wird eine Begriffsklärung von Partizipation vorgenommen, daraufhin erfolgt die Darstellung ausgewählter Ergebnisse bezogen auf die oben genannte Fragestellung und abschließend werden unsere Schlussfolgerungen daraus dargestellt.

### Begriffsklärung Partizipation

Die Sozialpolitik versteht unter dem Begriff Partizipation die „Teilnahme einer Person oder Gruppe an Entscheidungsprozessen oder an Handlungsabläufen, die in übergeordneten Strukturen oder Organisationen stattfinden“. (2) In der Pädagogik meint Partizipation den konkreten Einbezug in Ent-

scheidungsprozesse, die den Alltag von Kindern und Jugendlichen und Familien betreffen. (3)

Unser Ideal von Partizipation erschöpft sich nicht lediglich in dem Wort Einbezug, sondern wir verstehen echte Partizipation als partnerschaftlichen Aushandlungsprozess, bei welchem Kräfteverhältnisse in Frage gestellt und verändert werden sollen. Dies bezieht sich nicht nur auf den individuellen Unterstützungsprozess in einer ISU, sondern wird von uns auch politisch verstanden. Es gehört zu unserer Aufgabe als Sozialarbeiter\*innen, Strukturen zu schaffen bzw. verfügbar zu machen, die geeignet sind, dass Nutzende partizipieren können, also gesellschaftliche Partizipation zu ermöglichen. Das bedeutet z.B. auch, sich einzumischen und die Nutzer\*innen dazu zu ermutigen, Verhältnisse zu verändern.



### Darstellung der Ergebnisse

Entlang der Interviewantworten haben wir vier Aspekte bzw. Kategorien herausgearbeitet, die für eine Herstellung von Partizipation bzw. der Entwicklung zu einem eigenmächtigen Subjekt förderlich sind: Im ersten Punkt wird anhand der Interviewantworten gezeigt, wie wichtig positive Anfänge in der Zusammenarbeit sind; anschließend geht es um die Selbstbestimmung im Unterstützungsprozess, dann um Transparenz und abschließend um Möglichkeiten des Durchsetzens.

### Positive Anfänge in der Zusammenarbeit

Unsere Nutzerin Miriam (4), die aus einer Mutter-Kind-Einrichtung „rausgeflogen“ war und für die die GäWo die letzte Option darstellte, um mit ihrer Tochter zusammenleben zu

können, berichtet über den ersten Tag ihres Einzugs in der GäWo folgendermaßen:

*„Es war nicht schlimm, ela [Mitarbeiterin der GäWo] hat mir beim umzug geholfen, wir haben uns gut verstanden, war schön.“*

*„Was ist das hier? Eine wohnung, und mitten in der wohnung is 'n büro drinne, das kennt man so nicht, ich kannte so 'ne einrichtung nie in meinem leben“.*

Über ihr Gefühl nach einem Monat sagt sie:

*„Ganz komisch, wo ist hier mein gespräch, im wohnzimmer? Aber irgendwann checkt man das. Dass das hier jeder kennt außer ich, das war neu für mich, aber gut“.*

Miriam erzählt, dass sie es als positiv erlebt hat, dass ihr jemand aus der GäWo beim Umzug geholfen hat. Das hat ihr dabei geholfen, in unserer Einrichtung anzukommen und sich einzulassen. Das Besondere an unserem Konzept, dass unser Büro in die Unterbringung als offenes „Wohnzimmer“ integriert ist und wir dadurch in gewisser Weise miteinander leben und arbeiten, fand sie anfangs irritierend, bewertet es dann jedoch als positiv und angenehm.

Unsere Nutzerin Maya beschreibt auf die Frage hin, wie es zu der Hilfe in der GäWo gekommen ist: *„Ich war ja schwanger mit lukas, und weil ich nicht bei meiner mutter wohnen durfte [...], musste ich in ein muki-heim [Mutter-Kind-Einrichtung] oder hierher [GäWo]“.* Sie beschreibt ihre Anfänge bei uns und ihr Erleben dazu wie folgt:

*„Fand ich eigentlich ganz gut, ganz in ordnung hier“ [...] am anfang dachte ich, die sind bestimmt voll streng, aber dann dachte ich, das ist nicht so schlimm, nach zwei tagen dachte ich, dass ihr doch nicht so seid“.*

*„Es war schön hier, anette [interne Betreuerin der GäWo] kam morgens und abends und musste nach mir gucken. Am anfang war es nervig, aber wenn ich angerufen und gesagt habe, ich bin unterwegs, komm 'n bisschen später, [...] war das auch in ordnung. Es gab dann kein gemecker, hauptsache ich war dann zu hause mit dem kleinen und es war alles in ordnung“.*

Logischerweise berichtet Maya, die ebenfalls in einem engen Zwangskontext zu uns gekommen war, von ihrer Angst, wir

seien „voll streng“. Schnell konnten wir sie vom Gegenteil überzeugen. Dieses ist keine leichte Aufgabe, zumal die Interviewte mit ihrem Baby in gewisser Weise „überwacht“ und von der Nachbarin, die ausgebildete Erzieherin ist, mehrmals am Tag kontrolliert wurde. Das beschreibt sie als „nervig“, aber gleichzeitig beschreibt sie auch die vorhandenen Spielräume, die eine gewisse Flexibilität, ein Vertrauen und eine Risikobereitschaft von unserer Seite voraussetzen. Hier das richtige Maß an Kontrolle auszuüben und gleichzeitig ein vertrauensvolles und wenig bevormundendes Klima herzustellen, ist eine der zentralen Herausforderungen in der Sozialen Arbeit.

Die Nutzerin Yvonne, der man nach der Inobhutnahme ihres Kindes eine Familienhilfe empfohlen hatte, beschreibt ihr Erleben so:

*„Gemischt, ich habe gehofft, dass die person nett ist, nicht so biestig und garstig, ich habe das dann auf mich zukommen lassen, sie war dann sehr freundlich“.*

*„Ich hab mich gleich mit ihr unterhalten, wir haben uns ganz gut verstanden, es war gleich positiv, ich hab gedacht, das kann was werden“.*

Auf die Frage, was sie nach dem ersten Monat gedacht hat, gab sie folgende Antwort:

*„Alles total gut. Also, sie [die GäWo-Mitarbeiterin] hat mir immer wieder tipps gegeben, wie das mit dem haushalt laufen kann, 'jetzt hast du 'n paar tage zeit die küche aufzuräumen und dann schickst du mir fotos', das hab ich auch gemacht, das war 'n ganz guter antrieb“.*

Auch hier besteht ein gewisser Zwangskontext, der erst einmal dadurch erträglich gemacht wurde, dass die Familienhilfe als „sehr freundlich“ erlebt wurde und man sich erst einmal „gut verstanden“ hat. Die Tipps, die sie nach einem Monat bekommen hat und die Fotos, die sie als „Beweis“ an die Familienhilfe schicken sollte, wurden nicht als negatives Eingreifen, sondern als Hilfe erlebt.

### Selbstbestimmung im Unterstützungsprozess

Folgende Aussagen wurden auf die Frage „Inwieweit konntest du selbst entscheiden, was im Rahmen der Hilfe passiert?“ hin getroffen. Vier von den befragten Personen sprechen davon, dass sie zusammen mit uns entschieden hätten. Holger antwortet:

*„Ich möchte zusammen entscheiden, das was wir zusammen arbeiten. Das was ich weiß, sollen die [GäWo-Mitarbeiter\*innen] auch wissen“.*

*„Zusammenarbeit zwischen uns ist spitze, man korrigiert sich, spricht miteinander, was schlecht ist, was man ändern kann“.*

Ein wenig bevormundendes Verhältnis herzustellen, ist eine der zentralen Herausforderungen.



Yvonne sagt dazu:

„Wir haben zusammen überlegt, wir haben zusammen entschieden, sie [GäWo-Mitarbeiterin] hat mich jetzt nicht allein entscheiden lassen, also es war schon klar, sie hat mich immer gefragt, was willst du machen?, so eher ‚was hältst du davon? kannst du dir das vorstellen?‘.“

„Sie hat mich versucht, in die richtige bahn zu lenken“.

Weitere Antworten sehen folgendermaßen aus:

„Wir haben eigentlich immer zusammen entschieden, ihr habt mich immer gefragt, also ich hab mich nicht unter druck gesetzt oder gezwungen gefühlt zu irgendwas, [...] ihr habt mich aufgeklärt und gefragt, ist alles ok?“.

„Wir entscheiden zusammen, gegenseitige tipps, wie kann man das umsetzen“.

Überraschend ist, dass vier Nutzende auf die Frage, inwieweit sie selbst entscheiden konnten, was in der Hilfe passiert, mit dem Begriff der „Zusammenarbeit“ antworten. Die Nutzenden berichten, dass sie eine Zusammenarbeit im Hilfeprozess schätzen. Eine völlig freie Selbstbestimmung ist hier gar nicht das Ideal. Die Personen wollen gerne beraten werden, sagen jedoch dabei klar und deutlich, dass sie es schätzen, wenn sie sich „nicht unter Druck gesetzt“ fühlen, sondern „aufgeklärt“ werden und zusammen überlegt und entschieden wird. Das Wort der Zusammenarbeit beinhaltet für uns eine Begegnung auf Augenhöhe und gegenseitige Wertschätzung. Ein Anzeichen, dass uns das hier gelungen ist, ist die erste Aussage von Holger, der von sich als Experte ausgeht und uns dann in sein Wissen mit einbezieht: „Das was ich weiß, sollen die auch wissen“.



## Transparenz

Nachstehend werden die Aussagen abgebildet, die etwas über die Transparenz unserer Arbeit aussagen. Auf die Frage „Fühltest du dich immer ausreichend informiert und mit einbezogen in die Dinge, die wir in deiner Sache gemacht haben?“ erhielten wir folgende Antworten:

„Sie informiert mich immer drüber, sagt bescheid, wenn sie jemanden erreicht hat“.

„Ja, wir hatten das vorher geplant. Bevor ihr was gemacht habt, habt ihr mich jedes mal gefragt ob ihr das dürft [...]“.

„Ja, weil ich über alles bescheid wusste. Die schritte, über die wusste ich bescheid“.

Nach diesen Aussagen wird deutlich, wie wichtig es ist, dass alle Informationen weitergegeben werden, wenn die unter-

Das gegen-Uns-Durchsetzen kann als „wilde“ Partizipation bezeichnet werden.

stützende Person Dinge in Abwesenheit der Nutzenden regelt. Wichtig ist dabei oft, nicht nur transparent zu machen, was konkret passiert ist, sondern auch genau darüber zu informieren, was besprochen oder anderweitig weitergereicht wurde. Außerdem wird klar, dass die Personen die Hilfeplanung zusammen mit den Unterstützenden gemacht haben und die Schritte gemeinsam überlegt wurden. Das kann als der Schlüssel jeglicher partizipativen Umsetzung von Unterstützungsprozessen betrachtet werden.

Holger erzählt während des Interviews:

„Ich bin mehr als zufrieden mit euch, ich hatte vorher ‚ne andere familienhilfe, aber die hat mich reingelegt, [...] die haben alles hinter meinem rücken gemacht, ich wurde erst mit komplimenten zugeschüttet, und am ende hieß es, meine kinder wären bei mir verwahrlost und die hätten ‚s nicht gut bei mir gehabt. Ich stand hier in der küche, weiß ich noch genau, das war ein schlag ins gesicht und dann hab ich gefragt, wie können sie denn so reden herr p.?“.

Holger fühlt sich regelrecht „reingelegt“. Eine Situation wie hier, in der eine Inobhutnahme durch den ASD erfolgt, ist natürlich äußerst heikel. Hier transparent zu sein, authentisch zu bleiben und sich verständlich zu machen, ist ein besondere Herausforderung. Hilfreich ist, wenn die Familie trotz Ermutigung und Ressourcenorientierung („ich wurde mit komplimenten zugeschüttet“) genau Bescheid weiß, woran sie ist, was im Falle einer möglichen Kindeswohlgefährdung geht und was nicht mehr geht. Und die plötzlich veränderte Bewertung der familiären Situation nicht wie „ein Schlag ins Gesicht“ erlebt wird. In diesem Fall scheint die Beziehung zwischen Nutzendem und Sozialarbeiter\*in irreparabel zerstört.

Miriam erklärt auf unsere Frage „Fühltest du dich einmal von uns verraten oder bevormundet?“:

„Ja, mit diesen berichten ans jugendamt, da ist mir viel durch den kopf gegangen, durch eure berichte ist vieles kaputt gegangen, da fühlte ich mich hintergegangen und verraten“.

„Ihr schreibt alles auf, was ich hier mache, wann ich rausgehe, auch was ich euch schreib per whatsapp, ihr seid wie jugendamt, auch dass wir das interview hier machen, ihr schreibt alles auf! Dadurch fühl ich mich hintergegangen, ich weiß, das ist euer job, aber da ist viel kaputt gegangen, ihr arbeitet zusammen mit dem jugendamt, aber das könnt ihr nicht ändern“.

Miriam hat sich in dem Unterstützungsprozess zeitweise von uns verraten gefühlt, weil wir Berichte an den ASD geschrieben haben. Durch diese Berichte sei „*vieles kaputt gegangen*“, damit meint sie konkret, dass sie das Sorgerecht für ihren Sohn verloren hat und dieser nicht mehr bei ihr wohnt. Natürlich haben wir alle Berichte, die an den ASD gingen, vorher mit ihr besprochen und ggf. gemeinsam verändert. Dass sie trotzdem eine solche Aussage macht, zeigt uns deutlich: wir hätten sie viel besser darüber aufklären müssen, dass wir längst nicht alles, was wir für uns in unsere interne Dokumentation schreiben, dem Jugendamt mitteilen. Sie scheint nicht zu wissen, dass alles, was der ASD von uns weiß, vorher durch ihre Hände gegangen ist.

Das ist natürlich eine Katastrophe für eine vertrauensvolle Zusammenarbeit. Hier wird deutlich, dass Transparenz auch etwas mit dem Aufklären der Nutzenden im Hinblick auf die datenrechtlichen Bestimmungen zu tun hat. Nur wer über seine Rechte Bescheid weiß, kann als eigenmächtiges Subjekt gelten und handeln. Gleichzeitig kann jedoch alle Transparenz nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Unterstützung von einer asymmetrischen Machtkonstellation zwischen Nutzenden und Sozialarbeiter\*innen geprägt ist.

### Möglichkeiten des Durchsetzens

Mit der Frage „*Konntest du dich, wenn nötig, auch gegen uns durchsetzen?*“ fragen wir explizit danach, ob die Befragten Möglichkeiten hatten, sich ggf. auch uns gegenüber zu behaupten. Dabei sind die unterschiedlichen Arten, sich in pädagogischen Kontexten durchzusetzen, vorstellbar; im Folgenden werden einige beschrieben.

Miriam, die sich zuvor beschwert hatte, „*ihr seid wie Jugendamt*“, antwortet auf diese Frage:

„*Nee, musste ich nicht [gegen uns durchsetzen], ich kann dir tausend sachen sagen mit ämtern, jugendamt oder so, aber mit ela und manu hatte ich keine probleme*“.

Sie beschreibt hier erst einmal, dass sie sich gar nicht gegen uns durchsetzen musste. Auf Nachfrage gibt sie zu:

„*Klar habe ich auch sachen heimlich gemacht und auch gelogen, aber nach zwei wochen habe ich das dann gesagt so, ich konnte das nicht für mich behalten*“.

Partizipation kann nur in Koproduktion mit den Nutzer\*innen gelingen.



Auch „*Lügen*“ und Dinge „*heimlich machen*“ kann als eine Art von Durchsetzen gewertet werden. Wenn diese interviewte Person nach eigener Aussage manchmal „*gelogen*“ hat, konnte sie das jedoch „*nicht für sich behalten*“ und beschreibt, dass sie die Heimlichkeiten zu einem späteren Zeitpunkt offen mit uns kommuniziert hat. Das spricht für eine gute Vertrauensbasis und ist natürlich wünschenswert. Denn nur Dinge, die offen gesagt werden dürfen, können überhaupt besprochen und bearbeitet werden.

Weitere Antworten auf diese Frage lauten folgendermaßen:

„*Ja, das war nicht schwer, sich durchzusetzen. Wenn der [GäWo-Mitarbeiter] themen angesprochen hat, über die ich nicht reden wollte, hat der das akzeptiert*“.

„*Ich kann mich durchsetzen [...], z.B. der Vorschlag zu so einer opfergeschichte [gemeint ist: Beratungsstelle] zu gehen, weil ich ja vergewaltigungsoffer bin und viel erlebt habe und ich hab gesagt dann, dass ich das nicht möchte. Sie [die Familienhilfe] hat gesagt, das wäre aber gut, das aufzuarbeiten, aber ich wollte das nicht, weil das alles wieder aufwühlt. Und dann hat sie gesagt ‚is okay‘ und hat das seitdem auch nicht wieder angesprochen*“.

An diesen beiden Aussagen ist erkennbar, dass Durchsetzen für die Nutzenden auch bedeutet, über bestimmte Themen nicht zu sprechen, wenn die Nutzenden das nicht möchten. Es wird geschätzt, wenn wir diesen Wunsch akzeptieren und den Personen bestimmte Entscheidung überlassen, auch wenn wir eine andere Meinung dazu haben.

Maya äußert:

„*Teils teils, halb, konnte ich das schon [mich durchsetzen], manchmal hatte ich keine lust und bin nicht an mein telefon gegangen*“.

„*Ich hab‘ das [Gespräch] ein‘ monat rausgezögert, bin nicht ans telefon gegangen, ihr habt euch dann normal darüber unterhalten, gemeckert habt ihr nicht, stress gemacht habt ihr nicht, war nicht so dramatisch*“.

Sie beschreibt das „*Abtauchen*“ als ihre Art des Durchsetzens. Dann beschreibt sie, dass dies keine „*dramatischen*“ Konsequenzen bedeutet hat, z.B. im Sinne eines Beziehungsabbruchs oder weniger Bereitschaft zu unterstützen (was passieren kann, wenn die Sozialarbeiter\*in „*beleidigt*“ ist), sondern dass wir uns mit ihr „*normal darüber unterhalten*“ haben.

Hier wurden Lügen, Dinge heimlich tun, Themen vermeiden, Abtauchen als Arten des Durchsetzens beschrieben. Diese

Methoden können erst einmal als solche wertgeschätzt werden, denn das Gegen-uns-Durchsetzen kann als informelle oder „wilde“ Partizipation bezeichnet werden, die pädagogisch manchmal schwer auszuhalten ist, aber eigentlich als Raum oder Möglichkeitsrahmen zur Verfügung stehen sollte. Je weniger das Sich-gegen-Pädagog\*innen-Durchsetzen möglich ist, desto repressiver der pädagogische Kontext.



Auch in unfreiwilligen Kontexten mit anfänglich geringem Selbstbestimmungsanteil lässt sich partizipativ arbeiten; gerade in Zwangskontexten, die mitunter eine lähmende Ohnmacht mit sich bringen, hat die Selbsterfahrung als eigenmächtiges Subjekt eine besondere Bedeutung.

Partizipation ist ein Schutzfaktor gegen Kindeswohlgefährdung. Anders ausgedrückt: Kindern und Jugendlichen, die sich als eigenmächtig handelnde Subjekte verstehen, fällt es leichter, sich gegen andere durchzusetzen und für ihre Rechte einzustehen. Dies gilt gegenüber Eltern und Freund\*innen genauso, wie gegen uns Sozialarbeiter\*innen.

## Schlussfolgerungen

Unsere erkenntnisleitende Fragestellung war: Was fördert im Kontext von Sozialer Arbeit die Entwicklung zu eigenmächtigen Subjekten? Wie gelingt es bei einem Zugang mit geringem Selbstbestimmungsanteil, eine so wahrgenommene Partizipation und Orientierung am Willen herzustellen?

Folgende wichtige Punkte, die uns durch die Auswertung der Interviews deutlich geworden sind, sollen hier noch einmal zusammengefasst werden:

Partizipation ist ein emanzipatorischer Prozess, der entwickelt, immer wieder neu erarbeitet und um den gekämpft werden muss. Dies kann nur in gemeinsamer Zusammenarbeit, also in Koproduktion mit den Nutzer\*innen geschehen. Partizipation ist keine Methode, sondern eine Haltung.

Fühlen sich die Nutzenden in ihren Anliegen, Sichtweisen und Problemdeutungen ernstgenommen und partnerschaftlich behandelt, dann signalisieren sie deutlich mehr Bereitschaft, den Unterstützungsprozess mitzugestalten.

Ein Hilfeprozess ist ein Lernfeld für alle Beteiligten („gegenseitig Tipps geben“). Sowohl für die Nutzenden als auch für uns als Sozialarbeiter\*innen. Das Erfahrungswissen und das kulturelle Wissen der Nutzenden sollte nicht weniger gelten als das professionelle Wissen der Sozialarbeiter\*innen.

Besonders bezogen auf die unfreiwilligen Elemente ist Transparenz wesentliche Voraussetzung für eine gelingende Zusammenarbeit und Partizipation. Hier ist unbedingte Aufrichtigkeit elementar; dazu gehört auch eine gewisse Konfrontationsbereitschaft.

„Wilde“ Partizipation („*Konntest du dich, wenn nötig, auch gegen uns durchsetzen?*“) wird in sozialarbeiterischen Kontexten oftmals als Störung wahrgenommen. Diesen Störungen sollte unter dem partizipativen Blickwinkel eine Berechtigung eingeräumt werden; sie sollten auf positive Elemente überprüft und wertgeschätzt werden, da darin emanzipatorische Ansätze stecken können.

### Literatur und Anmerkungen:

- 1) Vgl. ASP Wegenkamp: „Konnten Sie sich, wenn nötig, auch gegen uns durchsetzen?“ Interviews als Instrumente selbstkritischer Praxisentwicklung. In: FORUM für Kinder- und Jugendarbeit, 2/2011
- 2) Carigiet et al. 2003 in Voja. Verband offene Kinder- und Jugendarbeit Kanton Bern. Leitfaden Partizipation. Moosseedorf 2014, S. 4. Link: [www.voja.ch/download/Leitfaden\\_Partizipation\\_pub\\_150121.pdf](http://www.voja.ch/download/Leitfaden_Partizipation_pub_150121.pdf), 25.04.2017
- 3) Vgl. Voja. Verband offene Kinder- und Jugendarbeit Kanton Bern. Leitfaden Partizipation. Moosseedorf 2014. Link: [www.voja.ch/download/Leitfaden\\_Partizipation\\_pub\\_150121.pdf](http://www.voja.ch/download/Leitfaden_Partizipation_pub_150121.pdf), 25.04.2017
- 4) Um die Anonymität der interviewten Personen zu wahren, sind alle Namen geändert.

Fotos: M. Essberger

### Svenja Fischbach



ist ehemalige Mitarbeiterin der Gästewohnung Wegenkamp des ASP Wegenkamp e.V. Die Gästewohnung ist ein Jugendhilfestandort in Stellingen, der ambulante und stationäre Jugend- und Familienhilfe im Rahmen des Hamburger Programms Sozialräumliche Angebote der Jugend- und Familienhilfe als „ISU“ (Individuelle Sozialräumliche Unterstützung) durchführt.